Nr. 49 ◆ Januar 2011
Erscheint vierteljährlich

Muotathaler Zirk

**Organ des
Vereins Zukunft Muotathal**

Im Brennpunkt

Weitere Chance für die Region Muotatal

■ *Netzwerk Muotatal*

Das Netzwerk Muotatal ist das Nachfolgeprojekt des Regio-Plus-Projektes «Üses Muotital». Mit dem Netzwerk Muotatal soll der begonnene Weg konsequent weitergeführt werden. Es wird der Aufbau dauerhafter Strukturen angestrebt, mit welchen die Entwicklung der Region Muotatal langfristig gefördert werden kann. I Walter Gwerder

Das Kloster St. Josef, ein geschichtsträchtiger Ort, der sicher beim Ausarbeiten von neuen Produktangeboten miteinbezogen wird.

In der Januarausgabe des «Zirk» vom vergangenen Jahr wurde über das Netzwerk Muotatal ausführlich informiert. Am 13. April hat der Regierungsrat der Projekteingabe zugestimmt und die Beiträge des Kantons zugesichert. Die Leistungsvereinbarung mit dem Volkswirtschaftsdepartement und dem Regionalen Entwicklungsverband (REV) wurde am 18. Mai unterzeichnet. Als Leiter der Netzwerkstelle wurde Emil Gwerder, «d's Chlämmers», gewählt. Der Regierungsrat und die drei Gemeinden Muotathal, Illgau und Morschach erwarten nun Resultate vom Netzwerk Muotatal.

Startschwierigkeiten

Beinahe wäre aber das Projekt «Netzwerk Muotatal» gestorben, bevor es richtig angelaufen ist. Gegensätzliche Auffassungen wie das Projekt geführt werden soll und kleinlicher Formalismus blockierten jegliche Aktivitäten. Erst ein klärendes Gespräch mit dem zuständigen Regierungsrat und den Verantwortlichen des Regionalen Entwicklungsverbandes konnte den Knoten lösen.

Die Blockade ist überwunden und die Verantwortlichen sind mit Elan daran, das Netzwerk Muotatal aufzubauen und umzusetzen. Es gilt, die Akteure von Land-

wirtschaft, Tourismus, Gastronomie und Gewerbe zum vernetzten Denken und Handeln zu motivieren. Ihre Tätigkeiten zu koordinieren und zu erreichen, dass alle Beteiligten am selben Strick ziehen. Wie das geht, möchte ich anhand eines Beispiels schildern.

Workshop «Gemeinsamer Marktauftritt der Region Muotatal»

20 Bauern, Älpler und Tourismusfachleute trafen sich in Morschach zu einem Workshop. In drei Arbeitsgruppen wurde intensiv darüber beraten, wie eine branchenübergreifende Zusammenarbeit, wie ein gemeinsamer Marktauftritt und wie die Profilierung der Region als natur- und kulturnahe Erlebnisdestination bewerkstelligt werden kann. Durch den Wissens- und Erfahrungsaustausch erhielten die Beteiligten einerseits eine wichtige Grundlage für die Entwicklung neuer Produkt- und Leistungsangebote. Anderseits konnten so vorhandene regionale Produkte und Leistungen vermehrt zu marktfähigen Angebotspaketen geschnürt werden, um sie besser auf dem Markt sichtbar zu machen. Alle Beteiligten zeigten Bereitschaft zur Zusammenarbeit und sind willens, das sogenannte «Gärtlidenken» zu überwinden.

Eine besondere Herausforderung für das Netzwerk stellt der Arbeitskreis Holz dar. Holz ist nebst dem Wasser der einzige Rohstoff, über den unsere Gemeinde verfügt. Ziel ist es nun, mit Holz und Holzprodukten eine noch grössere Wertschöpfung zu erreichen.

Wertschöpfungskette Holz

Seit jeher ist Holz und die Holzverwertung von grosser Bedeutung für unser Tal. Das lässt sich auch heute noch an der grossen Zahl von Beschäftigten in diesem Bereich ablesen. Um die 200 Personen sind es, die heute in unserer Gemeinde in der Holzbranche tätig sind. Holz ist auch der beinahe einzige Rohstoff, über welchen die Gemeinde Muotathal verfügt und zwar in reichem Masse. Ziel des «Netzwerk Muotatal» ist es, dieses grosse Potenzial noch besser zu nutzen. Wie gedenkt man dieses Ziel erreicht zu erreichten?

- Indem einzelne Leistungsträger/Betriebe gestärkt werden und
- indem die Betriebe vermehrt und stärker zusammenwirken.

Mit welchen Massnahmen soll das Ziel erreicht werden? Durch

- die Koordination der einzelnen Leistungsträger (Betriebe) zu einer Einheit;
- der Gründung einer «Bau Arena Muotatal»;
- die Stärkung der gebündelten Holzenergie Muotathal, indem die Grundlagen zur Erschliessung weiterer Baugebiete geschaffen werden (Anschlusspflicht);
- die Schaffung hochqualifizierter Arbeitsplätze;
- die Einsetzung eines Koordinators für Holzprodukte.

«Ziel erkannt, die Kräfte gespannt! Es gibt viel zu tun.»

Die Aufnahme des Bödmerenwaldes aus der Vogelperspektive vermittelt gut den Reichtum an Holz und unberührter Natur in der Gemeinde Muotathal.

Ein dritter Arbeitskreis, von dem wir uns für unsere Gemeinde eine grosse Wertschöpfung versprechen, ist der Weitwanderweg ViaRegio Suworow.

ViaRegio Suworow – ein abenteuerlicher Weitwanderweg auf den Spuren des russischen Generals Suworow

Dieses überkantonale Projekt, welches im Rahmen des Programms Kulturwege Schweiz verwirklicht werden soll, ist eine weitere grosse Chance für den Tourismus und die Gastronomie, die wir nicht ungenutzt verstreichen lassen wollen. Der geschichtliche Hintergrund für dieses Projekt bildet der Alpenfeldzug des greisen russischen Generals Alexander Wassiljewitsch Suworow, der vor 211 Jahren mit seinen zirka 20 000 Soldaten zwischen September und Oktober den Weg von Tesserete bis Chur zurückgelegt hat.

Unter dem Motto «Schutz durch Nutzung» wird auf dessen Pfaden als neues touristisches Produkt der Weitwanderwege ViaRegio Suworow entstehen. Dabei werden alle bereits bestehenden Projekte und Initiativen wie auch alle Sehenswürdigkeiten, die in Zusammenhang mit dem historischen Ereignis stehen, einbezogen und miteinander vernetzt. Das Produkt ViaRegio Suwowow wird es einem interessierten nationalen und internationalen Publikum ermöglichen, eine spannende historische Themenroute zu erleben. Die Kantone Tessin, Uri, Schwyz, Glarus und Graubünden beteiligen sich finanziell an diesem grossen Projekt. Es scheint, dass Muotathal als Etappenort erstmals vom Durchmarsch der Russen profitieren könnte!

Wie gedenkt das Netzwerk dieses Ziel zu erreichen? Nebst den Angeboten, die bereits bestehen, sollen neue Produkte und Angebote entwickelt werden, die eine echte Wertschöpfung bringen. Als konkrete Massnahmen werden ins Auge gefasst:

- Integrieren der bestehenden Produkte und Dienstleistungen in das Projekt (Kloster, Gästeleiter Suworow);
- Bilden einer Arbeitsgruppe für das weitere Ausarbeiten von Projekten und Angeboten;
- Erarbeiten weiterer buchbarer Angebote;
- Fördern und Stärken der Zusammenarbeit der lokalen Anbieter;
- Schaffen finanziell tragbarer Strukturen;
- Entwickeln neuer Angebote.

Nur wenige Etappenorte am rund 300 km langen Weg des General Suworow durch die Schweiz haben ein so grosses Potenzial wie das Muotatal aufzuweisen. Nebst der landschaftlichen Schönheit haben wir geschichtsträchtige Orte wie das Kloster St. Josef und die Franzosenschanze vorzuweisen.

Ich würde sagen, Ziel erkannt, die Kräfte gespannt! Es gibt viel zu tun.

Im Kampf der Chöre

■ *Bernhard Betschart war mittendrin und erzählt von seinen Erlebnissen*

Während sechs Wochen hat Bernhard Betschart, «d's Lippschä», in der SF-Sendung «Kampf der Chöre» im Team von Padi Bernhard mitgesungen. Wie es dazu gekommen ist und was er während dieser Zeit erlebte, hat uns Beny exklusiv erzählt.

I Manuela Hediger

Der «Bernheart»-Chor mit dem Lied «Lollipop» begeisterte. Rechts aussen «d's Lippschä» Beny.

Foto: Schweizer Fernsehen

Alles begann mit einem Anruf von «Hofers» Heinz mit dem Hinweis, er habe da etwas gehört, was für Beny Betschart von Interesse sein könnte. Beim gemeinsamen Joggen liess Heinz dann die Katze aus dem Sack. Bei Radio Central sei ein Aufruf von Padi Bernhard gekommen, in welchem er Sänger für einen Chor suche, um in einer Fernsehsendung mitzumachen. Nachdem Beny zu Beginn eher skeptisch war, vor allem, da die Sänger in einem Casting ausgewählt wurden, merkte er doch, dass ihn die Idee nicht mehr los liess. So kam es, dass er sich nur gerade zwei Tage vor dem Vorsingen doch dazu entschloss, das Wagnis einzugehen und sich für den Wettbewerb anzumelden.

Dream on – der Traum geht weiter

Genau am selben Tag wie das eidgenössische Schwingfest fand das Vorsingen für den Kampf der Chöre statt. Beny Betschart trat mit einem Lied der Rockband Nazareth an, «Dream On». Als sich Betschart der Jury vorstellte, meinte Padi Bernhard zum Vornamen des Anwärters augenzwinkernd, das sei ja schon ein guter Start. Einen Namensbonus brauchte Beny Betschart aber nicht. Die Jury war vom Vortrag begeistert und sogar vom Kameramann gab es ein «Daumenhoch». Während die anderen Teilnehmer der Entscheidung nervös entgegenfieberten, beschloss Beny sich die Wartezeit mit Schwingen zu verkürzen und fuhr nochmals nach Hause, um den Schlussgang zu schauen. Am Abend wurde dann nicht nur der neue Schwingerkönig gekrönt, sondern auch die Chormitglieder bekanntgegeben. Beny Betschart war dabei und das gesangliche Abenteuer konnte beginnen.

Beny Betschart, «vos Lippschä». Foto: Cornel Waser

Der Kampf – eine intensive Zeit

Zwei Wochen vor dem Start der Sendung begannen die Proben. Der Alltag der Teilnehmenden bestand darin, die Chorstimmen und die Choreographien im stillen Kämmerchen zu üben, damit bei den zweimal die Woche stattfindenden Proben alles zusammengefügt werden konnte. Dazu kamen noch die Fernsehsendungen. Das alles mit Beruf und anderen Verpflichtungen unter einen Hut zu bringen, war keine einfache Aufgabe. Beny Betschart hatte in diesem Sinne Glück im Unglück: Beny, von Beruf Messtechniker im Aussendienst, verletzte sich bei der Arbeit und musste unfallbedingt kürzer treten.

Von Auftritten und einem Tässchen Espresso

Manch einer hätte vor einem Fernsehauftritt wohl gerne zu Baldriantropfen gegriffen. Nicht so Beny Betschart. Gerne gönnte er sich vor dem Singen ein Tässchen Espresso, um sich aufzupeitschen. Nervös sei er vor allem vor der ersten Sendung gewesen, sagt Betschart. Es sei auch nachher immer eine gewisse Anspannung da gewesen, aber die besondere Atmosphäre, das kribbelnde Gefühl und der Adrenalinschub auf der Bühne liess ihn alles andere vergessen.

Fazit

Mit dem Ausgang der Sendung ist Beny Betschart zu Recht sehr zufrieden. Als Zweitplatzierte durften sie die ganze Sendung von Anfang bis Ende miterleben. Sie seien die ersten und die letzten gewesen, die auf der Bühne gesungen haben.

Nach dieser intensiven Zeit war am ersten Sonntag ohne Auftritt schon eine gewisse Leere da, erzählt Beny. Er vermisse das Gefühl vor dem Auftreten und die Gemeinschaft des Chores. Alle Fans dürfen sich aber freuen. Im Februar wird es noch zwei Abschieds- und Dankeskonzerte in Brunnen und Erstfeld geben, wo der «Bernheart Chor» noch einmal zu hören sein wird.

Ein Dankeschön von Beny

«Vielen Dank an alle, die während der Sendung für uns gestimmt und uns unterstützt haben. Ohne die Zuschauer wäre der Chor nicht bis ins Finale gekommen. Ein spezieller Dank geht noch an ‹Hofers› Heinz für seine goldene Idee.»

Als nach einer Elle «ä Gufä» gestochen wurde

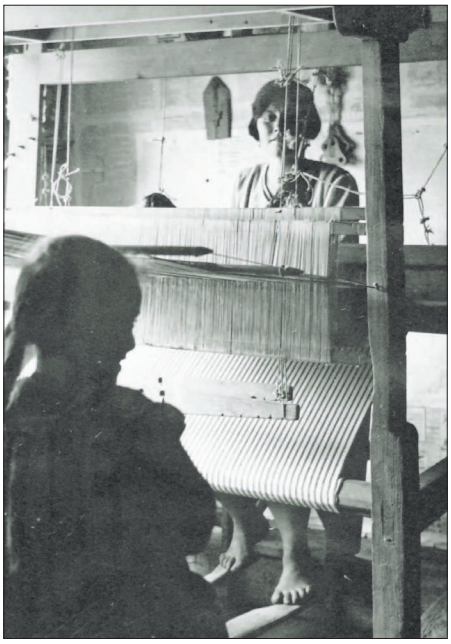
■ *Handweberei als Heimarbeit und Nebenerwerb einer Bergbauernfamilie auf der «Zingle»*

Um die Mitte des letzten Jahrhunderts wurde im Muotatal auf hölzernen Webstühlen gewoben. Damit deckten Familien ihren Eigenbedarf an Gewobenem und verdienten sich mit dem Verkauf ein «Zuäbrot». Heimarbeit also noch lange vor dem «Ferggen», wie wir es noch gekannt haben. I Peter Betschart

Die Familie Franzdominik und Marie Betschart-Bürgler, Zinglen. Von links: Lisi, Vater mit Theres auf den Knien, Franzdomini, Mutter mit Martha auf der Schoss, Sefi, Marie, Agnes und Idi in selbst gestrickten, gewobenen und geschneiderten Kleidern. Foto: Sibylle Farner

Unerwarteter Besuch im Maihof

«Zingle» heisst ein Kapitel im kleinen Büchlein «Alles und jedes hatte seinen Wert» von Martha Farner und es beginnt mit den folgenden Worten: «*Amenen iischalte Hornermorget hed die möschig Huusglogge glüütet, äs hed schäärbelig töönt vor Chelti. Vor dr Türen ussen isch ä junge, schööne Bäärgler gstande, vo de Schuenen uufe bis zum rootbrääche Schnauz volle Riif; är hed grad uusgsee wene Gstabige, wen siini blauen Auge nid äso glüüchtet hättid. Är isch quasi asne Husierer chou; sii Frau tüeg wäbe, hedr gsäid, und är wett gääre Bstelligen uufnää. I dr Stuben inne, i dr Wermi und bim Kafee, isch alles uuftauet, medigs der schüüch Maa. Usem Rucksack hedr äs groosses Packpapiir gnuu, ganz verwuschet vom zämelegge, und heds de vor mer uusgläid. Äso öppis Schööns, we daas gsii isch, stellti me hütt uus asne ‹Collage›: übers ganz Papiir sind chliini Stoff-Müschterli uufbüetzt gsii, und drunder, i dr tüütsche Schrift aagschribe, d Ällebräiti und dr Briis vu jedem Stoff. Mer chas nid beschriibe, we schöön as daas alles uusgsee hed!*»



Theres Betschart, d's Lippschä, hat das Weben wohl von ihrer Schwägerin gelernt. Foto: Sibylle Farner

Der Mann, von dem hier so bildhaft berichtet wird, ist niemand anders als «d's Lippschä Franzdomini» (*1905), der einer Grossfamilie von 18 Kindern entstammte. Sein Vater war «d's Eggäli Melkä Philipp», weshalb dieser Zweig der Betschart dann auch den Beinamen «Lippsch» bekam. Franzdomini heiratete Marie Bürgler, Illgau, und wohnte im Elternhaus auf der Zinglen. Ihrer Ehe waren wiederum zehn Kinder vergönnt, wovon neun das Erwachsenenalter erreichten.

Winterlicher Gegenbesuch auf der Zinglen

Martha Farner, eine geborene Gemsch vom Maihof in Schwyz, beschreibt dann, wie sie an einem kalten Fasnachtstag die Familie Betschart auf der Zinglen besuchte: «*Hinder dr Föllmisbrügg (Vorder Brügg?) bini obsi und has de scho vo wiithaar gsee, das tunkelbruun Holzhuusli gäg dr Flue zue, z usserisch ufeme Nossen usse; zmittst im Winter i dr straaligschte Sunne, d Fäischter hend nur äso gspiägelet gäge ds Taal uuse – wo doch am Boden unde drii Wintermönet lang alls im Bäärgschatte liid. Dr Wääg gaad ruuch obsi, aber sueche hani ekä bitz müesse; scho glii hends mer erggäge gjuuzet. Die ganz Famili hed vorem Huusli ussen ufmi päitet – äs sind grad ordäli vill Lüüt binenand gstande!*»

Eine kluge Frau am Werk

Nachdem Farner das Leben der Familie episodenhaft beschrieben hat, kommt sie dann auf den eigentlichen Grund ihres Besuches zu sprechen: das Weben. Sie schreibt da: «*Ich ha welle gsee we si alls macht, we si zettlet, und au, we si a allem säid, äsoo, we mes früener und alewiil gmacht hed. Zum Biispiil säidme ‹Dääniise› statt Breithalter, ‹Chamme› statt Blatt, und d Fade-Zaal vom Zettel rächnet me per ‹Trage› - das sind de jee zwänzg Fäden im Blatt. Woni speeter midere Wäberi im Underland gredt ha, hed si gsäid: «Sii redid spannisch – die Wörter känneniich niid».*

Dr Wäbstuel uf dr Zinglen isch i dr Schlaafchammere vo de Grosseltere gstande: das fürnäämscht Guet, wo d Frau mit unäntlicher Müeh übere Bäärg uufen in d Uusstüür prunge hed! Ds Wäbgäld isch ia schier das äinzig baar Gäld gsii, wo is Huus cho isch; blooss öppe nu vom verchaufte Chliiveeh. Uf dem tünne, uusgmerglete Boden isch äbe nid vill gwachse. Gumäli hends underem Chrieg vill wiiter unde müesse setze. Alli Chind hend nur Handgwobnigs aaghaa, und medigs d Schueli vo de Chliine hends sälber gmacht. D Wäberi isch halt ä gschiidi Frau gsii, mideme guete Glüeg und ere tifige Hand.» Soweit die Darstellung von Martha Farner über das Weben auf der Zinglen. Wer war diese Frau, die das Handweben so meisterlich beherrschte und wo hatte sie es gelernt? Und wie ging die Geschichte nach diesem Besuch im Jahr 1937 weiter?

Aus der Jugenderinnerung geschöpft

Martha Baggenstos-Betschart und Agnes Schelbert-Betschart, die Töchter der Weberin, erinnern sich gut an die Kinder- und Jugendjahre auf der Zinglen. Ihre Mutter war vom «Chalberbärg», also eine Illgauerin, und sie brachte das Weben auf die Zinglen. Bei ihr zuhause im Hinter Oberberg standen drei solche Webstühle und auch ihre Brüder beherrschten die Kunst des Webens. Auf der Zinglen war es so, dass alle sieben Mädchen am Webstuhl sassen und woben; stundenlang und anfänglich sicher mit Begeisterung, denn die jüngeren wollten es ihren Geschwistern gleich tun. Auch wenn sie auf der Zinglen einen Webstuhl mit Schnellschusslad hatten, bei dem das Schiffli mit dem Faden nicht mehr von Hand hin und her geschossen werden musste, so war das Weben doch sehr anstrengend und brauchte viel Konzentration. Mit der «Träti», also einer Fusspedale, wurde jeweils die Hälfte der Zettelfäden angehoben, damit das Schiffli auf die eine Seite fahren konnte. Anschliessend mit der Gegenbewegung auf die andere «Träti» hoben sich die anderen Fäden und das Schiffli glitt zurück. Jetzt war eine kräftige Bewegung mit dem «Lad» angesagt, denn die eben eingefügten Fäden mussten zum bereits gewobenen Stoff geschlagen werden, der bauchseits aufgerollt war. Das Wob auf der Zinglen war maximal 80 cm breit, dafür aber etliche Dutzend Meter lang. Zettel(-fäden) und Wob wurden auf je einer Walze aufgerollt und immer wieder neu gespannt.

Mehr als eine Freizeitbeschäftigung

Gemessen wurde damals in Ellen, was ungefähr 60 cm entspricht. Die Schwestern erinnern sich gut, dass nach einer Elle «ä Gufä» gestochen wurde, um das Zählen der Stofflänge zu vereinfachen. Gleichzeitig wurde das «Zyt», eine einfache Uhr mit zwei Zeigern, nachgestellt. Gemessen wurde damit nicht die Zeitdauer – Zeit hatte man auf der Zinglen genug – sondern die Anzahl Ellen auf der Wobrolle. Der eine Zeiger gab die Einer (1–9), der andere die Zehner (10, 20, ..) an. Agnes erinnert sich, wie sie zur besten Zeit jeweils 30 Zentimeter Einfärbiges gewoben habe... pro Stunde! Der Laufmeter davon wurde für Fr. 2.70 in der Umgebung «aaträid». Farbiges, in einer Vielzahl von Mustern, kostete Fr. 3.50 pro Meter Länge und 80 cm Breite. Dies ergab ein Nebeneinkommen, welches auf der Zinglen sehr willkommen war, denn es sassen nicht selten mit Grosseltern, Onkeln und Tanten zwischen 15 und 20 Personen am Tisch.

Die beiden Schwestern Agnes Schelbert-Betschart und Martha Baggenstos-Betschart wissen viel zu erzählen von damals.

Eine Aussteuer für die Ehe

Ungläubig hört man zu, was alles von Hand gewoben und hergestellt wurde: Nastücher, Küchentücher, Leintücher, Bettanzüge, Stoffe für Hemden, Hirthemden, Stubenwagen, Trachtenstoffe und so weiter. Da nur ein Webstuhl vorhanden war, wechselten sich die Mutter und die Mädchen bei der Arbeit ab. Doch weil «is Lippschä» viele Mäuler zu stopfen waren, mussten die älteren schon bald «gu diänä», also auswärts eine Arbeitsstelle annehmen. Dabei war klar, dass alle Mädchen ihren Lohn bis zu ihrer Hochzeit zu Hause abgeben mussten. Dafür bekam jedes von der Mutter als Aussteuer 12 Leintücher, 36 Handtücher und 6 Bett- und Kissenanzüge mit in die Ehe. Natürlich hatten sie auch selber an ihrer Aussteuer gewoben. Beim Besuch in Hinteriberg holte Agnes Schelbert ihre Aussteuer hervor und legte sie behutsam und mit einer gewissen Andacht auf den Tisch. Fünfundfünfzig Jahre alte Wäsche! Hundertfach gebraucht und gewaschen, aber immer noch kräftig, ganz, in Gebrauch und irgendwie edel. Wahnsinn!

Eine gleichnamige Gotte

Martha Baggenstos-Betschart hatte später die Möglichkeit, beim Heimatwerk in Richterswil Kurse im Weben zu besuchen. Ihre Gotte, Martha Farner, hatte sich dafür eingesetzt. Dort lernte sie dann auch das «Zettlä» und «Risplä», welches bei ihnen auf der Zinglen nur die Mutter beherrscht hatte. Beide Arbeiten verziehen keine Fehler und waren zu tätigen, bevor überhaupt gewoben werden konnte. Vieles wäre noch zu erklären oder zu erzählen von der Kunst des Handwebens, welche von 1932 bis 1964 auf der Zinglen praktiziert wurde. In einem Stück sind sich die beiden Frauen aber einig: Ihre Mutter half mit ihrer Heimarbeit ganz wesentlich, die Familie durch zu bringen. Wovon hätten sie sonst gelebt?

Martha Farner, Schwyz, auf Einkaufstour bei Marie Betschart-Bürgler, Zinglen. Foto: Sibylle Farner

Mutter Marie mit den Kindern Ida, Agnes und Marie. Alle in selbst gewobenem und geschneidertem Leinen gekleidet. Foto: Sibylle Farner

Uferbefestigung, die hundert Jahre halten wird

■ *Der Hochwasserschutz ist nötiger denn je*

Nach fast hundert Jahren wird die Wehri von der hinteren Brücke bis zur Einmündung der Starzlen abgebrochen und total neu gebaut. Der Wuhrrat hat die Zeichen der Zeit erkannt. I Walter Gwerder

Diese Aufnahme, welche unmittelbar nach der Katastrophe 1910 aufgenommen wurde, veranschaulicht eindrücklich, was die Muota anrichten kann, wenn sie im Zickzack laufen kann. Links im Vordergrund ist noch der übriggebliebene Rechen vom «Ottä-Franzä»-Kanal.

Werfen wir nochmals einen Blick zurück auf das

Hochwasser von 1910 und die daraus folgende Muotakorrektion

Das Hochwasser vom 13./14./15. Juni 1910 hatte im Tal verheerende Schäden angerichtet. Es galt, ein ähnliches Ereignis in Zukunft auszuschliessen. Die Muota musste verbaut werden. Durch die Unwetterschäden, die an vielen Orten in der Schweiz Schäden angerichtet hatten, war das Muotatal übermässig stark in Mitleidenschaft gezogen worden, sodass auch der Bundesrat schon bald seine Mithilfe in Aussicht stellte. Am 22. Dezember 1910 datierte der Beschluss des Bundesrates für eine 50-prozentige Beteiligung am Verbauungsprojekt Muota. Mit inbegriffen war die Aufforstungspflicht für Gebiete an der Starzlen und der Muota. Ebenfalls zu den Bedingungen gehörte die Bildung einer Wuhrkorporation. Am 30. November 1910 hatte bereits der Kantonsrat eine 20-prozentige Beteiligung beschlossen und am 4. Dezember 1910 der Bezirksrat, ebenfalls 20 Prozent. Die restlichen 10 Prozent sollten zu Lasten der neu gebildeten Korporation gehen.

Die ersten Verbauungsmassnahmen

Im Verlaufe des Jahres 1911 erstellte man das Uferleitwerk (Wehri) von der Starzleneinmündung bis zur hinteren Brücke. Dieses erste Teilstück wurde noch ohne Steinverkleidung erstellt, weil der nahe Steinbruch noch nicht in Betrieb war. Das Teilstück ist bis heute unverändert geblieben, muss aber jetzt total ersetzt werden. Schon vor hundert Jahren war dies ein besonders kritischer Abschnitt. Das zeigte sich beim Hochwasser von 1910 besonders dramatisch. Der Kantonsingenieur von 1910 beschrieb dies so: «Die Muota war beim Hochwasser 1910 durch die eingebrachten Schuttmassen der Starzlen nach links abgedrängt worden. Dies bewirkte mangels Ausweichmöglichkeit der Muota eine Kanalisierung der enormen Wassermengen, was wiederum zu einer Geschwindigeitszunahme des Wassers in diesem Bereich führte. Bei der nächsten Kurve im Stützli ergab sich dadurch vermehrter Druck auf das Ufer und es erfolgte die Unterspülung der rechten Wehri im Stützli.» Was weiter geschah, ist im Heft «Die Wassernot im Muotathal» eindrücklich beschrieben. Die gleiche Situation hatten wir wiederum am 12. Juli 2010, als die Starzlen ungeheure Mengen Geröll in die Muota schob und damit denselben Effekt erzielte wie 1910. Nur diesmal hielt die Wehri stand, weil die Muota zum grossen Glück nicht so viel Wasser führte. Was aber schon 1910 galt, ist auch heute noch richtig: Sobald die Muota im Zickzack laufen kann, hält keine Wehri mehr stand!

■ **Sobald die Muota im Zickzack laufen kann, hält keine Wehri mehr stand!** ■

Neubau der Wehri von der hinteren Brücke bis zur Mündung der Starzlen

Im Grossen und Ganzen darf man wohl sagen, dass sich die Verbauung der Muota von 1911–1913 bewährt hat. Die Muota ist im bewohnten Gebiet seither nie mehr über die Ufer getreten. Auch die Wuhrkorporation Muota-Starzlen hat ihre Verantwortung wahrgenommen und hat immer wieder Verbesserungen am Uferleitwerk vorgenommen. So wurde die Wehri in den letzten Jahren an verschiedenen Streckenabschnitten des Wohngebietes erhöht. So auch die linke Wehri von der Kirchenbrücke bis zum Rambach. Das Hochwasser vom August 2005 machte aber dann deutlich, dass das bestehende Leitwerk an seine Grenzen gestossen ist und Änderungen an der Flusssohle vorgenommen werden müssen. Während des Hochwassers vom August 2005 wurde das rechte Ufer im Gebiet Rüteli/Tristel weggespült. Mit baulichen Sofortmassnahmen wurde die Muota wieder in ihr bisheriges Bett geleitet.

Besonders drastisch zeigte sich der Massnahmenbedarf bei der Kirchenbrücke. Teilweise stand das Wasser am Brückenbogen an und wurde zurückgestaut. Dieser Umstand ist denn auch mit ein Grund gewesen, die neue Kirchenbrücke um 90 cm höher zu stellen.

Teilstück hintere Brücke – Mündung Starzlen

Das Teilstück hintere Brücke bis zur Mündung der Starzlen war in all den Jahren besonders starkem Druck ausgesetzt. So waren an verschiedenen Stellen schadhafte Stellen auszumachen. Gemäss Auskunft

des Präsidenten der Wuhrkorporation Muota-Starzlen, Albert Gwerder, «d's Weibels», ist der Neubau dieses Teilstücks aber schon seit zwei Jahren geplant gewesen. Anstelle der 99-jährigen zirka 80 cm dicken Stampfbetonmauer wird nun eine Steinrollierung (in Beton eingebettete Steinblöcke) gebaut. Wobei das Fundament der neuen Wehri in der Geraden 1.50 m unter die Flusssohle reicht, genau wie schon dasjenige von 1911.

Die Kosten des neuen Uferleitwerkes belaufen sich auf rund eine Million Franken. An diese Kosten erhält die Wuhrkorporation 70 Prozent Subvention von Bund, Kanton und Bezirk. Der Bau der neuen Wehri muss bis zur Schneeschmelze im Frühling 2011 abgeschlossen sein. Das einheimische Tiefbauunternehmen, Schelbert AG, «d's Töbelers», führt die Arbeiten fachgerecht aus. Mit dem Ersetzen der alten Wehri von der hinteren Brücke bis zur Mündung der Starzlen wird eine Uferbefestigung gebaut, die nach menschlichem Ermessen wieder hundert Jahre halten wird.

Mittels der Steinrollierung (Blocksatzbau) wird eine starke Uferbefestigung hochgezogen. Aber im Gegensatz zu 1911 erfolgt dies heute mit maschineller Kraft und die bis zu eineinhalb Kubik grossen Steinblöcke werden mühelos und genau gesetzt.

Dieses Foto zeigt eindrücklich, wie es um den Zustand der Wehri in diesem Abschnitt steht. Dieser Befund wurde durch sechs Kernbohrungen untermauert. Es zeigte sich, dass die Zersetzung des Betons auch im inneren der Mauer weit fortgeschritten ist. Aufgrund der Erkenntnisse der Bohrungen ist die bestehende Stampfbetonmauer in einem schlechten und alarmierenden Zustand. Der Beton hat seine Lebensdauer überschritten und ist bereits weitgehend zerstört.

In eigener Sache

Danke

Allen Abonnentinnen und Abonnenten, welche im zu Ende gehenden Jahr beim Einzahlen ihres Abonnements den Betrag aufrundeten oder sogar eine freiwillige Spende zugunsten unseres Publikationsorgans «Muotathaler Zirk» leisteten, sei herzlich gedankt. Wir danken überhaupt allen Leser/innen, Mitgliedern des Vereins Zukunft Muotathal und Einzelabonnent/innen, die den «Muotathaler Zirk» als Stimme aus und im Tal treu bleiben und unsere Anliegen in ideeller und finanzieller Hinsicht unterstützen. Das Redaktionsteam

Ergänzung zur Oktoberausgabe

Das Foto auf der Titelseite und diejenige von der ehemaligen Hosenfabrik, stammen von Patrik Suter, Holzstrasse 6.
Die Redaktion

Impressum «Zirk»

Zeitung des Vereins Zukunft Muotathal
www.zukunft-muotathal.ch

Erscheint vierteljährlich

Abonnement/Adressänderungen:
Rösly Gasser Betschart
Wil 43, 6436 Muotathal
roesly-gasser@bluewin.ch

Zahlung: Raiffeisenbank Muotathal
PC 60-3767-2
«Verein Zukunft Muotathal»

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 25.–

Redaktion: Walter Gwerder,
Peter Betschart, Ueli Betschart,
Brigitte Büchel, Remy Föhn,
Alois Gwerder, Manuela Hediger,
Brigitte Imhof, Walter Imhof

Layout: Daniel Bürgler

Druck:
Bucher Druckmedien AG, Vitznau

Lektor: Peter Betschart

Wer Mitglied des Vereins Zukunft werden möchte, melde sich bei der Redaktionsleitung:
Walter Gwerder, Marktstrasse 57
6436 Muotathal, Tel. 041 830 11 79
E-Mail: walter.gwerder7@bluewin.ch

Idyllische Bergwelt und ruheloses Stadtleben

■ *Mit dem Rucksack durch Argentinien*

Argentinien – ein Land, das bekannt ist für vorzüglichen Wein, köstliche Steaks, mitreissende Fussballspiele und beeindruckende Landschaften. Das Bild des verwegenen Gauchos, der durch die Pampa reitet oder ein argentinisches Paar, das einen typischen Tango aufs Parkett legt.

I Brigitte Büchel

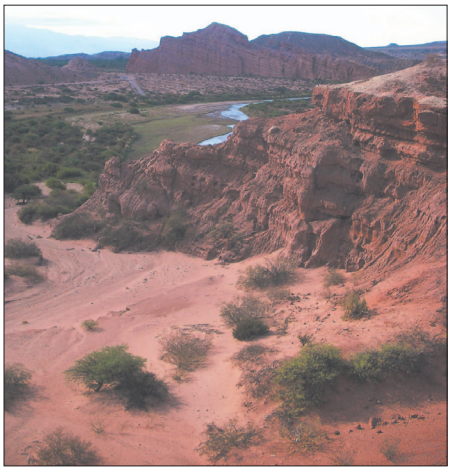
Auf dem Vulkan Villarriva in Pucon, Chile.

Viel mehr wusste ich jedoch nicht über dieses riesige Land auf dem südamerikanischen Kontinent. Was unternimmt man da? Man reist nach Argentinien und lernt das Land und seine Einwohner aus erster Hand kennen.

Die Reise beginnt am Flughafen in Zürich, wo ich mich für sieben Wochen von meiner Heimat verabschiede. Nach gefühlten 100 Stunden Reisezeit landen wir schliesslich in Buenos Aires. In der Hauptstadt Argentiniens versuche ich fast eine Woche mich zurechtzufinden, was in einer Drei-Millionen-Stadt gar nicht so leicht ist. Vor allem für jemanden, der im wohlbehüteten Muotatal aufgewachsen ist. Buenos Aires ist eine Metropole voller Leben, wo allein schon eine Busfahrt ein Abenteuer ist. Auf der Strasse wimmelt es vor eifrigen Schmuckverkäufern, verrückten Strassenmusikanten und konsumsüchtigen Latinos.

Vom ruhelosen Stadtleben in die idyllische Bergwelt am Fusse der Anden

Entschlossen, dem Grossstadtdschungel zu entfliehen, steige ich in den Bus Richtung Südwesten in die Provinz Rio Negro. Das Ziel ist die Stadt San Carlos de Bariloche, die häufig als «Argentiniens Schweiz» bezeichnet wird. Die Region zeichnet sich durch verschneite Berge, spiegelglatte Seen und liebenswerte Menschen aus . In bester Gesellschaft verbringe ich hier ruhige Tage in der Natur und passe auf, dass das Nachtleben nicht zu kurz kommt.



Quebrada de Cafayate – Schlucht in Cafayate in der Provinz Salta.

Abstecher nach Chile

Obwohl es schwer fällt, verlasse ich Bariloche nach 10 Tagen, um die Grenze nach Chile zu überqueren. In diesem geografisch eigensinnigen Land verbringe ich einige Tage bei einer chilenischen Familie auf dem Land, besteige in voller Ausrüstung einen verschneiten Vulkan, erkunde die Hauptstadt Santiago und vergesse vor lauter Staunen bedauerlicherweise meine Bankkarte. Von nun an ist Sparen angesagt.

Der Wein und der Norden Argentiniens

Nach zehn Tagen in Chile packe ich meinen Rucksack, der erstaunlicherweise schwerer geworden ist, und setze mich in einen Bus, der mich wieder nach Argentinien bringt. In der Weinstadt Mendoza lassen sich Weingüter besichtigen und die besten Tropfen degustieren. Dazu isst man üblicherweise ein asado, was so viel heisst wie Grilliertes. Darauf sind die Argentinier wie auf ihre Fussballer besonders stolz. Meine Reise führt mich weiter in den Norden in die Provinz Salta. In meiner Unterkunft treffe ich ganz überraschend auf einen Bekannten aus Ibach – die Welt ist klein! Ich bin froh, endlich wieder einmal Schweizerdeutsch sprechen zu können.

Was mir von Salta sicherlich in Erinnerung bleiben wird, ist ein Ausflug mit dem Auto nach Salinas Grandes, den riesigen Salzwüsten im Nordosten des Landes. Es ist ein einzigartiges Gefühl, barfuss über den rauen Boden der Wüste zu laufen. Weit und breit keine Menschenseele. Einzig der Wind, die Stille und die Bergkette am Horizont.

Faszinierende Landschaften

Weiter im Süden besuche ich die Ortschaft Cafayate, von wo aus man Ausflüge mit dem Velo in die beeindruckende Schlucht Quebrada de Cafayate unternehmen kann. 50 km entlang unwirklich erscheinender Felsformationen vom Fluss Rio de Conchas in den roten Sandstein geschnitten. Ein atemberaubendes Panorama.

Die Zeit vergeht schnell…

Nach einigen Tagen in der Kulturstadt Cordoba endet meine Reise in Buenos Aires, wo ich ein bisschen wehmütig das Flugzeug besteige, das mich zurück in die Schweiz und in den Winter bringt.

In diesen sieben Wochen habe ich viel Neues erlebt, Freundschaften geschlossen, bin über 100 Stunden Bus gefahren. Ich habe Argentinien kennen und lieben gelernt.

Tüütsch und tüütli!

■ *Der Verein Giigäbank sucht den Kontakt zur Schule*

Neben musikalischen Projekten wagt sich der Verein Giigäbank nun auch an ein sprachliches Thema heran. Weil unser Dialekt, der uns Identität nach innen und aussen gibt, immer stärker verwässert, will der Verein mit einem Projekt in der Schule Gegensteuer geben. I Peter Betschart

Gesellschaftliche Veränderungen

Eine nicht ganz einfache Aufgabe, welche sich da der Verein Giigäbank stellt, denn die Sprache lebt, verändert sich und ist stark abhängig vom Umfeld der Personen. Gerade im letzten Punkt hat sich in den vergangenen Jahrzehnten viel getan. Etliche handwerkliche Berufe, wie beispielsweise Schuster, Schneider, Drechsler oder Schmied, sind fast nicht mehr existent oder sie haben sich dermassen verändert, dass alte, berufstypische Begriffe und Ausdrücke keine Verwendung mehr finden.

Noch viel stärker aber fällt die Wandlung unseres Dialekts in Wortwahl, Satzbau, Betonung und Tempo auf. Auf alten Tonbandaufnahmen oder bei älteren Menschen lässt sich das typische «Ziehen» und «Singen» beim Reden noch heraushören. Offenbar pressierte es früher nicht so und die Leute nahmen sich beim Reden auch die Zeit dazu.

Die Veränderungen im Dialekt fallen vor allem uns Älteren auf und wir meinen dann oft, die Jungen müssten wieder richtiges «Muätitaler Tüütsch» lernen. Dabei haben sich auch bei uns Unsicherheiten eingeschlichen. Heisst es nun richtigerweise «guätä-n-Abig» oder «guätä-n-Abäd»? «Hinäd» oder «hinächt»? Und wie schnell sagen wir doch «immer» anstatt «eister», «miär stönd» statt «miär stand», – wenn wir nicht darauf achten!

Kein neues Fach in der Schule

Der Verein Giigäbank möchte das Anliegen in die Schule hinein tragen und dort über mehrere Jahre hinweg ein Angebot zur Pflege der Mundart aufbauen: «Hend Sorg zum Muätitaler Tüütsch». Ein neues Fach muss deswegen nicht geschaffen werden, denn die bewusste Sprachpflege betrifft nicht nur das Hochdeutsche (Standardsprache), sondern auch den Dialekt.

Testen Sie Ihre sprachliche Echtheit im Internet unter http://dialects.from.ch

Im Theaterstück «Dr Schochä Puur» dispitiärit «d's Celäschtis Daniel» und «d's Bächälers Albin» im währschaftä Muotithaler Tüütsch midänand.

Da viele Lehrpersonen nicht gebürtige Muotathaler sind, ist es wahrscheinlich besser, wenn diese sich im Unterricht wie vom Lehrplan verlangt vorwiegend schriftdeutsch ausdrücken. Zum Zielgebiet des Projektes gehören die Schulen von Muotathal und Illgau.

Ein «Chratten» voll Ideen

Im Moment werden Ideen und Materialien gesammelt und aufbereitet. Als Grundlage soll in allen Schulhäusern ein Klassensatz des Wörterbuches «flätt – hüntsch – sauft» von Alois Gwerder Verwendung finden. Damit könnten Nachschlage- oder Vergleichsübungen gemacht, später vielleicht Suchaufträge im Bekanntenkreis angestellt werden. Da das Buch zurzeit vergriffen ist, laufen bereits Bestrebungen für einen Nachdruck des Grundlagenwerks. Mit dem «vercheertä» «flätt – hüntsch – sauft», welches ebenfalls von Alois Gwerder aufbereitet wurde, sind jetzt auch gezielt Übersetzungsaufträge möglich.

Ein wesentlicher Teil des Unterrichts müsste jedoch im Hörbereich liegen, denn hier liegen die Feinheiten und das Besondere. Ältere Leute könnten eingeladen und interviewt werden, Handwerker wüssten aus ihrem Alltag zu erzählen und das Grosi oder der Grosstädi erzählen den Enkeln «Gschichtäli». Alte Radiosendungen wie diejenige von den Wildiheuern im Lipplis oder die Erzählungen vom Hochwasser könnten gemeinsam gehört und nachbesprochen werden. Die CD «flätt – hüntsch – sauft» gehört ebenso dazu, wie Aufnahmen von Theaterstücken unserer einheimischen Bühne. Leider gibt es nur einige wenige Gedichte oder Lieder, welche sich in der typischen Muotathaler Mundart ausdrücken. Die Unterrichtssequenzen sollten lustvoll, motivierend und eingänglich sein. Eine Herausforderung auch für die Lehrpersonen. Obwohl das Rad der Zeit nicht zurück gedreht werden kann, ist das Projekt des Vereins «Giigäbank» doch ein wichtiger und wünschenswerter Ansatz, um ein Stück Muotathaler und Illgauer Identität zu bewahren.

Die Sprache, der Dialekt ist unser Heimatschein. Mehr als alles andere ist die Mundart ein Erkennungszeichen für die Region, das Dorf oder gar die Familie. Wir sind damit Teil von etwas und grenzen uns gleichzeitig auch gegenüber anderen ab. So schafft der Dialekt auch persönlichen Selbstwert und Identität.

Das elektronische Wörterbuch ist jetzt in Betrieb!

Seit Anfang Oktober ist das angekündigte elektronische Wörterbuch Muotathal in Betrieb und kann auf der Homepage der Gemeinde Muotathal unter dem Stichwort Literatur angeklickt werden. Es trägt den Titel «flätt hüntsch sauft umgekehrt», weil es nicht die Mundartwörter, sonders umgekehrt zuerst die schriftdeutschen Wörter nach dem ABC bringt. Diese sind dann in die Mundart übersetzt. Es will nicht das gedruckte Wörterbuch ersetzen, wohl aber eine Hilfeleistung sein für alle. Es ist kein gedrucktes Wörterbuch, sondern ein elektronisches, weil man es nicht in einer Buchhandlung kaufen kann, vielmehr nur auf elektronischem Weg dazu kommt.

Von mir aus ist der Zugriff kostenlos erlaubt. Man kann es auch ausdrucken. Es enthält an die 3000 Wörter, was fast ein ganzes Buch ergibt, wenn man es ausdruckt. Ein praktisches Nachschlagebuch, weil es eben nach dem schriftdeutschen ABC geht! Viel Vergnügen.

Alois Gwerder, Kaplan

Hölloch-Expedition im Jahre 1905

■ *Ein Ausflug in die dunkle Unterwelt des Muotatals*

Vor über hundert Jahren versuchten einige Idealisten mit dem für Touristen ausgebauten Teil des Hölloch Geld zu verdienen. Ein Protokollauszug des SAC Mythen und ein Reisebericht im «Bote der Urschweiz» bieten einen interessanten Einblick in den Ausflug ins Muotatal und ins Hölloch.

I Walter Imhof

Die Mitglieder des SAC Mythen vor dem Hölloch-Eingang. Links ein Mitglied der «Hüritalermusik».

Protokollauszug des SAC Mythen 1905

Programmgemäss standen am Morgen des 11. Dezember auf dem Hauptplatz zwei grosse «Breaks» zur Abfahrt bereit.[1] In Pelerinen und Mäntel gehüllt und mit Rucksack ausgerüstet bot die Gesellschaft beim aufkommenden Licht des Tagesgrauens den Anblick moderner «Höhlenmenschen». Nachdem nun auch die Herren der Hafenstadt – von Brunnen – im Tram angerückt, ersucht der Präsident einzusteigen (07.15 Uhr) und damit rollten die beiden Wagen federnd über das Pflaster des Hauptplatzes der Reichsstrasse und der Muotatalerstrasse zu. Die Luft hat die angenehme fröstelnde Kühle eines echten Wintermorgens und malerisch erschienen nach und nach in den originellen Flankenperspektiven vom Schlattli aus die in schneelichtem Weiss gekleideten Süd- und Ostabstürze des grossen und kleinen Mythen. Die grollenden Tiefen der Muotaschlucht finden bei der Passage der Karren unterhalb dem Gibel die gebührende Aufmerksamkeit. Zuweilen ein Peitschenknall zu den trabenden Rossen und ein munteres Gelächter von einem «Besseren» verleihen der Fahrt gesellige Kurzweile.

Schlichenden Brünnen: Um die Höhle besser vor Hochwasser zu schützen, versuchte man von den Schlichenden Brünnen aus einen Tunnel in die Höhle zu schlagen. Somit erhoffte man sich eine bessere touristische Nutzung der Unterwelt. Nach 7 Meter gab man das Vorhaben auf. Diese einmalige Aufnahme zeigt die Schlichenden Brünnen noch ohne das ominöse Loch in der Wand.

Origineller Willkomm im Stalden

Eingedenk der Triumphpoesie des Raseli[2] im Stalden an die Herren Direktoren und Hauptaktionäre zu ihrem jüngsten Besuche, die heisst: «Willkommen ihr Herren von Zürich und Brüssel, ihr Elefanten ohne Rüssel»,[3] bestellte der Vorstand die Mitführung des bekannten grossen alten Elefanten aus der Karneval-Menagerie, die im Tale der sonst etwas mürrischen Muotataler erst grossen Schrecken, dann aber polterndes Gelächter hervorrief. So gelangte die Gesellschaft dann nach einer schon recht gemütlichen Fahrt bei prächtigem Morgensonnenschein im Taldorfe der Muota an. Im Hotel Alpenrösli,[4] wo der Bauleiter der Höhle, Herr Widmer wohnt, wurden rasch die letzten Vorbereitungen für Packung und Proviant getroffen und nun ging es teils zu Fuss teils per Wagen weiter dem Stalden und dem Loch zu. Vor dem Eingang nahm der dortige «Hof-Photograph»[5] die Gesellschaft noch in seine mit Präzision eingestellte Kamera und dann auf zur Unterwelt!

Fröhlicher Ausklang im Alpenrösli

Der Grossteil der Expedition verliess die Höhle nach einem 6-stündigen Aufenthalt (Picknick und Photograph, Aufnahmen in der Kapelle nachmittags 16.00 Uhr). In der Wirtschaft Pragelpass beim Raseli erquickten sich die durstigen Gemüter mit einem «Drunk» Most. Um 17.00 Uhr wurde im Gasthaus Alpenrösli ein gustöses Nachtessen serviert, von dem von den Schwyzern Kabis und Schaffleisch hervorgehoben zu werden verdienen. In der Folge engagierte die von neuem in rührige Tätigkeit tretende Musikkapelle zu gemütlicher Unterhaltung. Die anwesenden beiden Demriselles du surice von zwei dem drehenden Standpunkt besonders huldigenden Elementen erfasst und nacheinander entwickeln sich Polka, Schottisch und Schuhplattler.

Wie immer in dieser Stimmung verging die Zeit auch damals in einem bedenklich raschen Tempo. Der fortgesetzte Zeitpunkt des Aufenthaltes war bereits überschritten und der Präsident mahnte nun mit aller Eindringlichkeit zur Abfahrt, die denn 18.45 Uhr auch erfolgte. Auf die Talsohle hat sich mit Einbruch der Nacht die fühlbare Frische des Winterabends hereingelassen. Noch über dem mit Tannenwald bewachsenen Haupt des «Wallis» steht im reinen Äther der Gebirgsnatur der Vollmond, der das einsame von Reifkristallen besäte Bergtal in einen zauberhaften Schleier der Weihnacht hüllt. Die Pferde, spürend, dass sie sich auf dem Heimwege befinden, erreichten in eiligem Trab den «grünen Wald» und – mit Genugtuung den Ausgangspunkt: den Hauptplatz Schwyz. Die Teilnehmer von Brunnen erreichten noch rechtzeitig das Tram auf den 20.00 Uhr Zug, während die grössere Abteilung von Schwyz, befriedigt mit den interessanten Erlebnissen der Expedition, den Rest

des Abends im Kreise der Gemütlichkeit, beim Kassier Herr Karl Castell, in den gastlichen Räumen der Brauerei drei Königen zubrachte (Schluss 11.30 Uhr).

Bericht zum SAC-Ausflug aus dem «Bote der Urschweiz» Nr. 99

Die von der Sektion Mythen des SAC organisierte Expedition ins Höll-Loch vom letzten Montag ist zur besten Zufriedenheit sämtlicher, zirka 30 Teilnehmer ausgefallen. Die Erwartungen, die man sich von den räumlichen Dimensionen der Höhle ausmalte, wurden um ein Bedeutendes übertroffen. Schon einige Meter vom Eingang, wo Herr Widmer die Kolonne durch den grossartigen Tiefbau des Siphons führte, gewinnt der Besucher einen hoch imposanten Eindruck. Ein Blick in diesen mächtigen Schlund im Lichteffekte des Bengals ist geradezu überwältigend. Auch der Rittersaal und die Kapelle mit der geologischen Orgel sind von grosser «höllischer» Schönheit. Die Karawane folgte dem Hauptgang bis zur bekannten «Bösen Wand», die zirka 1000 Meter vom Eingang liegt und berechtigt einigen Anspruch auf die Bezeichnung «böse» machen darf.

Kletterpartie an der «bösen Wand» im Hölloch

Die Wand ist zirka 50 Meter hoch, wovon die ersten 20 Meter Kletterpartie ein Drahtseil erleichtert; die folgenden 20 Meter Gewandtheit im Kraxeln erfordern. Das Gestein ist wohl fest und sicher, aber die Griffe sind oft unzulänglich und in weiten Abständen; Kletterschuhe würden hier offenbar gute Dienste leisten. Die 10 Meter der Wand gehen in einen halsähnlichen Gang aus und bieten keine bemerkenswerten Schwierigkeiten. Von hier zieht sich der Hauptgang in fast anhaltender, steigender Richtung um weitere 2000 Meter fort bis zu dem bis jetzt erforschten Ende.

Die Begeisterung treibt Früchte

Während des Aufstiegs über die böse Wand, an der fünf unternehmungslustige Kraxler ihre Kräfte zu messen gelüstete, brannten die unten Harrenden ein Feuerwerk von einer Wuchtigkeit ab, das jeder Beschreibung spottet: Bengalenfeuer, Raketengeschosse und Kanonendonner wüteten von unten über die Wand herauf ohne Unterbruch und dazu der Lärm! Wenn Wilde fünf auf der Flucht begriffene Weisse verfolgten, das Schauspiel hätte nicht grossartiger sein können. Wie feurige Pfeile schossen die Raketen im zauberischen Dunkel über die schwarze Wand den fünf Kletterern nach, halb einen betäubenden Knall losgebend, halb in aller Art farbigen Funken sich verlierend. Zwei Handharmonika und eine Trompete erheiterten die Höhlenbummler mit «lüpfiger» Hüritalermusik und ein Alphornbläser[6] liess sich in seinen heimeligen schönen Weisen vernehmen, unter den schweren Gewölben ein prachtvolles Echo hervorrufend.

Wir möchten dem Bauleiter Herr Widmer für seinen Fleiss und die grosse Energie zur Durchführung des Unternehmens und für die bequemere Zugänglichmachung der Höhle an dieser Stelle zuvorkommend danken und Ehre, Anerkennung und nochmals wärmsten Dank von Seiten sämtlicher Teilnehmer der Expedition aussprechen.

[1] Breaks: Offene Pferdekutschen, in der Regel für vier Personen.
[2] «Raseli» hiess mit ihrem ledigen Name Theres Betschart (1848-1911, d's Lunzä Peters) und war verheiratet mit Josef Franz Ulrich (1835-1917, d's Heichs). Dieser starb mit 85 Jahren nach dem Brand des Gasthauses (heute Rest. Hölloch) am grossen Schrecken. Das «Raseli» war wegen ihrer unverblümten und direkten Sprache weit herum bekannt.
[3] Eigentümer der Höllochliegenschaft war damals eine schweizerisch-belgische Gesellschaft: «Grottes de Muotathal SA Bruxelles».
[4] Das Alpenrösli gehörte damals Xaver Hediger-Betschart (1840-1910, d's Försters).
[5] Fotograf war Georg Ehrler, genannt «Schineler», wohnhaft in Muotathal .
[6] Beim sogenannten Alphorn wird es sich höchstwahrscheinlich um einen Büchel gehandelt haben.

Aktuelles aus dem Tal

Altes vergeht – Neues entsteht

■ *Das Dorfbild verändert sich fortwährend zum Positiven*

Dies trifft zurzeit in grossem Masse auf den Schachen zu. Im Rahmen der Überbauung Schachenmattli wird das Doppeleinfamilienhaus an der Hauptstrasse 38/40 und der Schopf unter dem Restaurant Alpenrösli abgebrochen. An dessen Stelle wird wieder ein Zweifamilienhaus gebaut und auf dem Schachenmattli entstehen drei Mehrfamilienhäuser. I Walter Gwerder

Im Amtsblatt war der Quartiergestaltungsplan Schachenmattli, vormals «d's Baschä Gustis», bereits ausgeschrieben. In diesem Mattli hinter dem Restaurant Alpenrösli will die Schelbert Immobilien AG, Stalden, drei Mehrfamilienhäuser mit einer Tiefgarage erstellen. Dazu kommt ein Zweifamilienhaus direkt an der Hauptstrasse. Zuvor muss jedoch das Doppelhaus an der Hauptstrasse 38/40 «d's Jungä Wysels» abgebrochen werden. Die zirka 3800 Quadratmeter grosse Parzelle konnte durch die Schelbert Immobilien AG von Suter August, «d's Baschen», käuflich erworben werden. Auf dieser Parzelle sollen nun 24 neue Wohnungen und eine grosse Tiefgarage für 64 PW's entstehen. Die Wohnungen sollen verkauft oder vermietet werden, je nachdem auch an ein ruhiges Gewerbe (Büros, usw.), sofern überhaupt eine Nach-

Die Visualisierung der geplanten Mehrfamilienhäuser im Schachenmattli vermittelt einen guten Eindruck, wie diese Überbauung dereinst aussehen wird. Sie gibt dem Schachen ein neues und freundlicheres Gesicht.

frage vorhanden ist. In die Überbauung Schachenmattli will die Schelbert Immobilien AG über 10 Millionen Franken investieren.

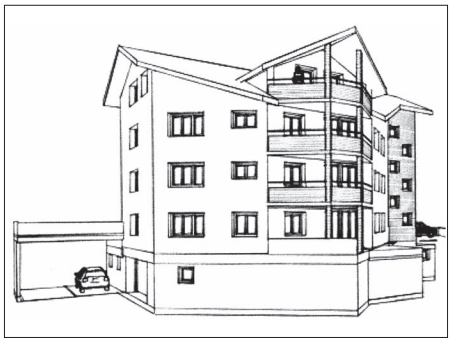
Erschlossen wird die Überbauung westlich des Restaurant Alpenrösli. In der Folge kann die gefährliche Ausfahrt zwischen «d's Bäschälärs» und «d's Batistä» aufgehoben werden. Mit dem Abbruch des Doppelwohnhauses von «Junge Wysels» und «Weibel Heinzers», sowie dem «Büüli» von «Baschämartis Peter» gewinnt man den notwendigen Raum, um die dort enge Strasse zu verbreitern und mit einem Trottoir zu versehen. Indem dieses Zweifamilienhaus 2.3 m von der Strasse zurückgesetzt wird, erscheint der Ortsteil Schachen etwas offener und freundlicher. Dadurch gewinnt auch das Erscheinungsbild des Schachens merklich. Ebenfalls ausgeschrieben ist in diesem Zusammenhang die Verlegung des Wanderweges auf die neue Zufahrt. Wenn keine Einsprachen gemacht werden, kann im Frühling 2011 mit dem Bauen begonnen werden. Bezogen werden können die 24 neuen Wohnungen mit hohem Ausbaustandard ab 2012.

Das neue Mehrfamilienhaus der Genossame bei der Kirchenbrücke

In Zusammenhang mit dem Bau der neuen Kirchenbrücke musste das Genossenhaus der neuen Kirchenbrücke Platz machen. Die Genossame verlangte dafür Realersatz. Die Gemeinde kaufte deshalb das Haus «Sonnenheim» von Konrad Gwerder und so konnte der Abtausch zwischen den Liegenschaften Wilstrasse 18 und Schützenstrase 23 stattfinden. Zugleich konnte die Liegenschaft arrondiert werden, indem die Genossame vom Bezirk Schwyz 42 m² käuflich erwerben konnte. Anstelle des abgebrochenen Hauses «Sonnenheim» baut nun die Genossame ein 4-Familienhaus. Da nicht der erforderliche Platz für Parkplätze vorhanden ist, wird eine Tiefgarage für acht Personenwagen gebaut. Zusätzlich werden neben dem Mehrfamilienhaus drei gedeckte Unterstände sowie drei Besucherparkplätze erstellt. Dabei ist es der Genossame ein Anliegen, dass die Mietzinsen für die Wohnungen für Genossenbürger erschwinglich sind. Wie uns Xaver Schelbert mitteilte, ist die Wohnung im Erdgeschoss rollstuhlgängig.

Der Wanderweg, der bis anhin westlich vom Haus «Sonnenheim» auf den Muotadamm führte, verläuft neu von der Brücke weg auf den Damm. Mit dem Bau dieses Mehrfamilienhauses und der Realisierung der Überbauung «Schachenmattli» wird neuer Wohnraum geschaffen und damit der Wohnungsmarkt im Tal angekurbelt.

Das Haus «d's Junge Wysels», wie es fast 150 Jahre die Hauptstrasse im Schachen säumte. Es wird bis zum Erscheinen des Zirk wohl schon abgebrochen sein. An dessen Stelle werden die Ausfahrt und der östliche Teil des neuen Zweifamilienhauses gebaut.



Diese Planzeichnung des neuen Mehrfamilienhauses von der Schützenstrasse aus gesehen, gibt einen guten Eindruck, wie stark sich das Gesicht in diesem Dorfteil Schachen verändert.

Geschichte des Doppelwohnhauses Hauptstrasse 38/40, «d's Junge Wysels»

Hauptstrasse 40

Woher rührt der Name «d's Junge Wysels»? Alois Föhn (1797-1865) war wohl der Sohn von «Philippä Wysel» und so hiess er «d'r jung Wysel». Er besass anschliessend mit seinem Bruder Philipp die Matte Schachen 237 (...). Ihre zwei Brüder Josef und Anton besassen Gätzlers Matte Nr. 196, und alle vier besassen Anteil an den Höfen Fur und Aaport. Alois Föhn baute wohl 1853 aus einem alten Stall ein notdürftiges Haus. Es hatte bis zuletzt noch eine Heubrügg im Innern!

1880 Schachen: «Anteil Stall des Alois Föhn (andere Hälfte Ratsherr Suter d's Baschen) Wohnhaus und Anbau (teilweise auf Allmeind) des AloisFöhn.»

1934: «Doppelwohnhaus der Geschwister Föhn.»

Hauptstrasse 38

Hier wohnte Willi Heinzer-Betschart (1907-1989), «d's Weibel Heinzers» genannt. 1936 heiratete der Schuhmacher Willi Heinzer mit Marie Betschart (1912), Josef Leonhard Betscharts jüngste Tochter von der Gand, und wohnte mit ihr zusammen bis 1940 in Hanslienis (Wilstrasse 2). In diesem Jahr konnten sie den Hausteil ihrer Stiefmutter Witwe Katharina Betschart-Föhn kaufen und dort im Erdgeschoss eine Schuhmacherwerkstatt einrichten.

Quellennachweis: Liegenschaftsgeschichte, Band 3.

Was i nu ha wellä sägä....

An der Gemeindeversammlung vom 14. Dezember wurde das neue Erscheinungsbild unserer Gemeinde vorgestellt. Frisch, dynamisch und freundlich kommt es daher. Kurz, es gefällt mir. In etwa auf derselben Linie lag auch der Vorschlag des Gemeinderates, wie die «alte Gärtnerei» neugestaltet werden soll. Mitten im Dorf sollte es einen freundlichen und grünen Farbtupfer geben. Sogar eine multifunktionale Nutzung wäre dann auf diesem Platz denkbar gewesen. Zum Beispiel ein Apéro, eine Ausstellung oder der Weihnachtsmarkt. Aber nix da. Das Geschäft wurde an den Gemeinderat zurückgewiesen, mit der Begründung, dass es ohnehin zu wenig Parkplätze gebe im Dorf und dass die Pflege der sechs Bäume nur einen Haufen Geld koste. Statt der sechs Bäume wolle man Parkplätze. Aber noch ist nichts entschieden. Der Gemeinderat muss nun einen neuen Vorschlag ausarbeiten, wie er die «alte Gärtnerei» zu gestalten gedenkt. Es ist nur zu hoffen, dass es dem Gemeinderat gelingt, einen Vorschlag zu unterbreiten, bei dem doch noch ein Farbtupfer enthalten bleibt. Es ist unbestritten, dass bei Grossanlässen wie Chäsmärcht, kantonales Schwingfest, usw. zu wenig Parkplätze vorhanden sind. Die Organisatoren bemühen sich aber mit Erfolg, diese ausserhalb des Dorfes zur Verfügung zu stellen. Ich meine es ist daher unsinnig, auf diese Spitzen hin die entsprechenden Parkplätze im Dorfe zur Verfügung zu stellen. Mit diesen wenigen Parkplätzen, welche durch den Verzicht auf sechs Bäume gewonnen werden, ist auch kein Staat zu machen. Der Platz erträgt sehr wohl etwas Grün. Vergessen wir bei alledem nicht, dass in den letzten Jahren grosse Anstrengungen unternommen worden sind, unsere Gemeinde auch touristisch auf Vordermann zu bringen. Ein Dorfzentrum, das fast zubetoniert ist, wirkt alles andere als frisch, einladend und freundlich. Eher kalt, öde und abweisend! Wir haben also voraussichtlich im Frühsommer darüber zu entscheiden, ob von der ehemals grünen Oase «alte Gärtnerei» ein kleiner Farbtupfer erhalten bleiben soll, oder ob dieser dem Hunger nach Parkplätzen geopfert werden soll. Sollte das Letztere der Fall sein, wäre dies jammerschade um den schönen Platz.

Walter Gwerder